Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Ueber die Balladen Spittelers
Autor: Fierz, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573097

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Licht und Farben, nur edle Schönheit. Kein gläubiger Priester einer Religion kann inbrünstiger sein Herz zu seinem Gott erheben, als Spitteler sein Leben lang seinem Schönheitsideal nachstrebte. Und er suchte diese Schönheit nicht an der breiten Heerstraße, sondern auf verborgenen Seitenpfaden ging er den in Laubgängen zitternden subtilsten Licht- und Farbeneffekten nach, die nur ein scharfes Künstlerauge entdeckt und mit Entzücken genießt. In den Gedichten, den „Schmetterlingen" und den „Balladen", wie in den ersten Erzählungen, dem „Wettfasten von Heimligen", woraus „Gustav" entstanden, den „Mädchenfeinden", „Friedli der Kolderi" und „Conrad der Leutnant", hat diese schönheitsdurstige Sehnsucht des Poeten ihren farbenglühenden Niederschlag gefunden. Aber der Dichter mußte erfahren, daß das Interesse des Publikums kein so reines, tendenzloses wie das seinige, sondern ein vorwiegend stoffliches war, das kein Genügen an seltenen Lichteffekten und farbenprächtigen Bildern fand, sondern seine „Geschichte" haben wollte. Man muß wissen, wie kühl oder gar mit welchem Spott diese Arbeiten des Dichters vom großen Publikum aufgenommen, wie gründlich sie von der deutschen Kritik totgeschwiegen wurden, um die Lauge des Spottes zu verstehen, die der Dichter in den „Literarischen Gleichnissen" über die Welt und die literarischen Zustände ausgegossen hat. Ihm, dem Pfadfinder der Schönheit, erging es wie in seiner ersten großen Dichtung „Prometheus und Epimetheus" dem idealistischen Lichtbringer Prometheus, über den der weltgewandte realistische Epimetheus den Sieg davonträgt. Aber Spitteler ließ sich diesen Mangel an Erfolg nicht anfechten. Kaum der Frone der Tagesschriftstellerei entronnen, wandte er, ferne vom lärmenden Getriebe des Lebens, in aller Stille beinahe ein Jahrzehnt seines Lebens an sein Hauptwerk, in dem seine einsame und stolze Persönlichkeit, seine Schönheitssehnsucht ihren großartigen Ausdruck fanden, in dem sich alle Vorzüge seiner Kunst, Tiefe der Empfindung und Idee, die originelle Kraft der Sprache und seine erstaunliche Gestaltungskraft, die derjenigen des Plastikers gleichkommt, verbunden haben zu einer Dichtung hohen, ja höchsten Stils: dem „Olympischen Frühling". Dieses Werk wird vor der Nachwelt nicht bloß einen Ruhmestitel der Schweiz, sondern unserer Zeit überhaupt bilden.

Dem Dichter Carl Spitteler aber, dem Hohenpriester reiner Schönheit, entbieten wir zu seinem sechzigsten Geburtstage die herzlichsten Glückwünsche und die ehrfurchtsvolle Huldigung der literarischen Schweiz!

Fritz Marti, Zürich.

Ueber die Balladen Spittelers.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildung.

Die neuere schweizerische Poesie ist bekanntlich von nicht gewöhnlicher Schönheit. In ihren größten Erzeugnissen trägt sie den Zug von Vollendung, den sie, als ihre Zeit gekommen war, in einem Lande, wo jeder helle See den Firn zurückstrahlt, wohl annehmen mußte. Durch die letzte Läuterung und die strengste Selbstzucht, die der Kampf mit rauher Scholle einem Volke hinterläßt, ist sie zudem gereinigt und geadelt.

Jede Kunst wird schließlich zum Abbild der Nation, in der sie entstanden ist. Schon die bloße Tatsache, daß die literarische Blütezeit in der Schweiz fast um ein Jahrhundert später eingetroffen ist als in Deutschland und viel später auch als in den romanischen Ländern, läßt sich aus der bedächtigen und verschlossenen Schweizerart leicht herleiten. Noch zeugt seine Dichtung davon, daß das Volk zwischen den Alpen kargen Wortes ist. Die Eigenschaft wirkt darin fort als eine starke Konzentriertheit des Ausdrucks. Wie der Werkmann den Granit ihrer Berge, behauen die schweizerischen Meister ihre Sprache. So ringen sie auch, mit der zähen Art ihres Volkes und in seiner Gewohnheit der harten Arbeit beharrend, mit ihren Stoffen, bis sie die einfachste Form, die nur noch Kraft und Schönheit ist, erzwungen haben.

Auch die Kunst Carl Spittelers trägt alle Merkmale ihrer schweizerischen Herkunft, und das nicht am wenigsten in ethischer Beziehung, wo diesen Dichter Originalität und ein kühner Freimut auszeichnen. Nur ihr neueres Stoffgebiet liegt dem helvetischen Lande fern. Es ist bekanntlich das mythologische. Man möchte glauben, daß im Lande der Heimatliebe die Heimatkunst eine vorwiegende Pflege finden würde. Schon der Umstand, daß sie durch einen Schweizer (Gotthelf) in die deutsche Literatur eingeführt worden ist, rechtfertigt diese Annahme. Und doch ist es nicht in diesem Maße der Fall. Freilich barg die große Kunst Gottfried Kellers zugleich die wunderfeinste Heimatkunst. Einige treffliche schweizerische Dichter pflegen sie heute und erheben ihre Erzeugnisse nicht selten zum reinen Kunstwerk. So Meinrad Lienert, Ernst Zahn und Jakob Boßhart. Adolf Freys edle Poesie verdoppelt ihre Innigkeit und malt auf maiengrünen Gründen, wo sie dem Vaterlande gilt. Die Heldenzeit hat vielleicht nie treuere Botschaft gesandt als durch den Dichter des Winkelried. „Die in die braune Scholle gesunken", die Väter in uns horchen auf, wo sie erklingt, erkennen und grüßen ihre fromme tapfere Seele.

Es ist bekannt, daß Meyer dem Lande Bünden sein klassisches Buch gegeben hat. Er hat den Zürichsee nochmals den Gewässern gesellt, die in der deutschen Literatur bleibend leuchten werden. Anderseits bemerken wir aber gerade bei Meyer und mit ihm bei Widmann und Spitteler eine entschiedene Bevorzugung wie auch vollkommene Beherrschung fremder Stoffe. Sie gehören zu den Schweizer Renaissancenaturen, was begreiflich nicht ausschließt, daß auch sie zuzeiten in die Gründe heimatlichen Wesens gestiegen sind und seine letzten Tiefen durchleuchtet haben. Vielleicht am weitesten in die Fremde geht Spitteler. Er hat sich mit seinen großen epischen Versdichtungen „Olympischer Frühling" der kosmischen Poesie zugewandt, wartet also heute einsam ragender Altäre. Eine gewaltige malerische und plastische Begabung hat damit die Bereiche höchsten Lichtes und Glanzes, ein kühner Geist die weltüberblickende Höhe gefunden. Mit der bildnerischen Herrlichkeit des olympischen Frühlings geht eine wuchtige Gedankenschönheit Hand in Hand. Eine dritte ethische Schönheit gesellt sich dazu. Es kann insbesondere der aufmerkenden Gemeinde des Dichters nicht entgehen, mit welcher Glaubensinbrunst Spitteler für seinen Metakosmos fühlt. Wie der Duft von etwas Heiligem macht sich in den Tempelhallen seiner großen Dichtung die Treue spürbar.

Es wäre nicht möglich, daß in einer Dichtung, die sich so vollkommen wahr und innig mit dem Leben auseinandersetzt, nicht auch ihres Schöpfers künstlerische Ideale Gestalt und Ausdruck gewännen. In einem Gesange wie dem vierten der „Hohen Zeit" haben sie denn auch einer Erzählung gerufen, wie sie herrlicher auf dem Gebiet der Epik wohl kaum zu finden ist. Die kosmische Poesie selbst verkörpert sich da zu einem beglänzten Lande („Jenseits der Welt wo Wissenschaft und Ahnung schweigen"), und was in seinen Gauen an Berg und Wasser ragt und schimmert, versinnbildlicht alle Schönheit und allen Tiefsinn, die innerhalb dieser Poesie möglich sind. Wir vermögen den Seelenglanz dieses Gesanges, der uns an der Entstehungsgeschichte des „Olympischen Frühlings" Anteil nehmen läßt, von der gesamten Dichtung nicht mehr zu trennen.

Auch im allgemeinen haben wir wohl über keines Künstlers Verhältnis zu seiner Kunst ergreifendere Aufschlüsse als es die Konfessionen Spittelers sind. Sie weisen mit ernster Hand auf ein Gebiet, wo die höchsten Gesetze gelten, jene, die der

Adel der Menschheit einsam, stolz und leidenswillig befolgt, ein Gebiet, wo Herders Wort „Komm', süße Müh'" dem edelsten Glücke winkt und das alte „Laß alles, so findest du alles" hält, was es verheißt. Es ist äußerst charakteristisch für Spitteler, daß er, wo es die Kunst angeht, aus seiner sonst so großen Zurückhaltung heraustritt, und das so weit, daß seine großmütig rückhaltlosen Bekenntnisse in seiner Dichtung geradezu die Mission der persönlichen Lyrik übernehmen, also das tiefste Verständnis des Dichters vermitteln.

Spittelers künstlerische Bekenntnisse und Auslassungen machen denn auch einen sehr wesentlichen Bestandteil seiner Poesie aus. Sie können in mehr als einer Beziehung nicht hoch genug gewertet werden, und zwar ebensosehr vom allgemein menschlichen wie vom künstlerischen Standpunkt aus. Nirgends machen sich dieses Dichters tragisch-pathetische Weltanschauung und ihr vornehmes Ethos deutlicher erkennbar. Indem Spitteler den edelsten Typus des Künstlers zeichnet, gibt er zugleich ein so wundervolles Menschlichkeitsideal, daß, wo wir es gewahren, unsere Seele sich erhebt wie immer, wo Mut und Wahrheit, wo eine schrankenlose Hingabe und sehnsüchtige Treue in ihren Bereich treten. Wie oft repräsentieren bei ihm der Held, der Dulder, der Märtyrer den Künstler! Wir kennen alle die ideale Jünglingsgestalt, die, eine Verkörperung verfolgter Wahrheit und Treue, durch die Dichtung Spittelers geht, ja geradezu eines ihrer Erkennungszeichen bildet. Ihre Vollendung ist Dionysos! Ob er arm und verlassen seine Straße schreite, der Bettler, dem er begegnet, heischt Gold und Schätze von ihm: „Die Augen dein, die leuchtenden, verraten dich!" („Die hohe Zeit". 7. Gesang).

Naturgemäß gehören Spittelers Konfessionen auch der dichterischen Form nach zum Schönsten, was wir von ihm haben. Wo immer er über die Kunst schreibt, verklären sich Bilder und Sprache, Stimmung und Beleuchtung. Es wären dafür hundert Beispiele anzuführen. Man denke an „Weihestunde", den „Ausblick des Prometheus" aus den „Literarischen Gleichnissen"! Wollte man alle seine Aeußerungen über die Kunst sammeln, einschließlich die ästhetischen Aufsätze, man erhielte eines der geistvollsten und tiefsten Bücher auf diesem Gebiet. Man sähe darin die Kunst zum Gegenstand des scharfsinnigsten Raisonnements, aber auch wiederum einer hohen Kunst gemacht und Menschen- und Künstlerlos in lebendigster Darstellung auf außergewöhnlich innige Weise verschmolzen.

Der Wille und die nie versiegende Kraft, für sein Werk zu leiden („Er nimmt es alles für Gewinn"), kennzeichnen den Spittelerschen Dichter.

„Mit Gram und Sorge mußt du um den Schlüssel werben."
„Willkommen Sorg und Gram! Der Schlüssel tut mir not."

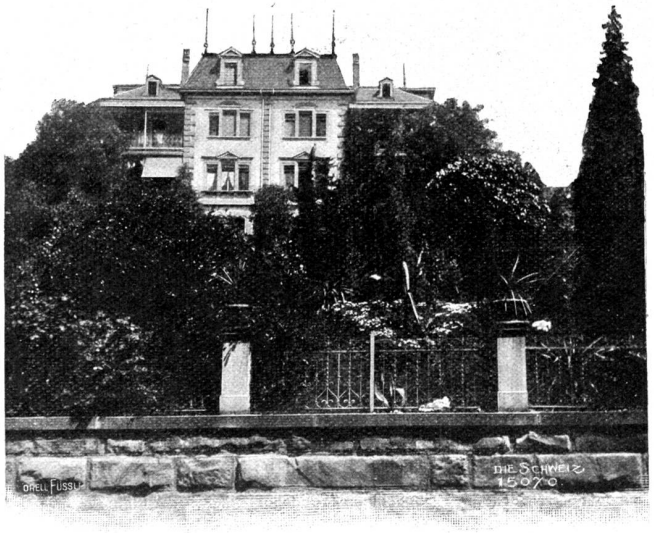
Also lauten Rede und Gegenrede am Eingang auch von Spittelers „Metakosmos". Der Dichter bedenkt sich denn auch nicht, seinem strengen Genius Opfer um Opfer zu bringen, zum mindesten jeden „zeitgemäßen" Lorbeer, den zu erreichen dem geistvollen Dichter und Schriftsteller so leicht würde. Wir müssen wohl kaum an „Gustav" und „Conrad" erinnern, mit denen er die Schatzkammer der deutschen Novelle bereichert hat. Auch wir haben den Olympischen Frühling, wie alles Große, mit Opfern bezahlt; denn sehr süß und waldgrün sind die Erdenpfade, die Spitteler malt. Sein Feldweg ist reich an Wonnen, führt „durch blumige Triften nach den blauen Bergen". Wir haben den Träumer Gustav nicht genugsam vergessen, um nicht zu wünschen, daß wir einem seiner Brüder begegnen möchten, von Spitteler aus dem Jugendland gerufen! Wir möchten wohl zu sonntäglicher Stunde mit verschnörkelten Giebeln und wildumrankten Gartenzäunen Heimligen, die Heimatstadt, auftauchen sehen. Es ist eine liebliche Sache, an das sommerblaue Idyll zurückzudenken. Als träfe ein ferner Waldhornklang unser Ohr! War es nicht vom Wehen schlanker Gräser, vom Duft der Erdbeerblüte förmlich durchzittert? Auch mit den Schatten, die sich tief und tiefer auf das junge Haupt Conrads herniedersenken, mischt sich ein so sieghafter Maienglanz, daß schließlich die Erinnerung an diese Jugendgestalt, die doch das Leben gefällt hat, eine strahlende bleibt. (Im übrigen hat Spitteler mit der Novelle „Conrad der Leutnant" sein Wort, daß von jeher die besten realistischen Werke von Idealisten geschrieben worden seien, mit einem schlagenden Beispiel belegt).

Spitteler gehört nicht zu den Humoristen. Es mag ja in letzter Linie auch damit zusammenhangen, daß selbst der beglänzte Alltag den Dichter auf die Länge nicht zu halten vermochte; unaufhaltsam drängte, ihrem innersten Wesen nach, seine Begabung ohnedies nach der großen Phantasiekunst.

„Wohin wir blicken, zieht überall und stets der germanische Genius einen Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum und wird von dem alten Riesen, dem Gedanken, in den Lüften schwebend erdrückt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren," sagt einmal Wilhelm Raabe. „Da wandeln die Sonntagskinder anderer Völker, wie sie heißen mögen, Shakespeare, Milton, Byron, Dante, Ariost — Rabelais, Corneille, Molière. Sie säen nicht, sie spinnen nicht und sind doch herrlicher gekleidet als Salomo in aller seiner Pracht." Auf den Bahnen dieser treffen wir heute den Schweizer- und Weltbürger Carl Spitteler. Er lädt uns ein, auf unsern Alltagswegen zu rasten, und erzählt uns bekümmerten Nachgebornen das Märchen, das einst die Sonne von Hellas erzeugt hat. Er zeigt uns, die wir die Last eines Kulturerbes von Jahrtausenden seufzend teilen, ungebrochene Kraft und Lebensschönheit. Unsere Nebel zerreißend rückt er, nun sein Malerauge zu schwelgen beginnt, ein Weltbild heran, strahlend und herrlich wie am ersten Tag. „Siehe, es lacht die Au!" spricht er wie sein Landsmann Böcklin, und wo sein Reim und seine Verse glänzen, da sind Gold und Purpur. Er hebt aus schwankenden Hainen lichtumblaute Götterburgen und Gärten der Hesperiden, öffnet alle Himmelstore und Waldespforten, entwölkt jede Bergkuppe, seinen Göttern und Helden zum kühnen Ansturm, zur seligen Fahrt und Rast.

Die Schönheit des „Olympischen Frühlings" ist wie diejenige jeder großen Phantasiekunst um ihrer selbst willen da. Daß sie zugleich schwer von Bedeutung ist, muß nicht gesagt werden, ebensowenig aber, daß Symbolik keineswegs ihr gewollter Zweck ist. Sie will nicht etwas sagen, sie sagt es ganz einfach. Unverkennbar tragen ja diese wunderbaren kosmischen Geschehnisse und Gestalten noch die Art der Gedanken und Empfindungen, die durch die Kraft der Phantasie hier verkörpert worden sind. Diese zu schauen, an ihnen — wenn auch nur ahnungsvoll träumerisch — teilzuhaben, während das leibliche Auge Feste feiert, ist eine der feinsten Freuden, die wir der modernen Poesie verdanken. Denn Spitteler ist Denker und Dichter zugleich. Und nichts Ergreifenderes denn auch als das tiefe Erdenleid, das da im fernen Weltenraum der Sonne „trauerfunkelnd nachgezogen kommt" (Keller)! Aus einer schmerzensreichen Erdentreue heraus ist — so paradox das klingen mag — der „Olympische Frühling" geschrieben, einer Treue, die nach dem Ausdruck für unseres Leidens Bedeutung ringt, wo je und je die Träumer und Denker deren Sinnbilder geschaut haben „Oben am Kreuzweg, wo der Erdenpaß
Die Götterstraße schneidet"
(Spitteler: „Berufung").

Das Wort des treuen Erdgeistes im zweiten Gesang der „Hohen Zeit" überrascht bei Spitteler nicht. Es ist für den psychologischen Reiz seiner Dichtung nur kennzeichnend:



Carl Spittelers Villa bei Luzern.

Die Ufenau, von der Lützelau aus gesehen.

Ihr seligen Olympier, edle Fraun und Herrn,
Den Unterird'schen bleibt mit eurem Keckmut fern!
Genug, daß ihr die Welt mit Lust und Lärm betäubt,
Den Luftraum fegt, der Erde Oberfläche stäubt!
Doch innen munkeln dunkle Dinge allerhand,
Die liegen außer eurem sonnigen Verstand.
Und geißelt nicht den Grund und schändet nicht das Brot;
Denn Tränen kleben dran, gepreßt aus heilger Not.

Wes ist die Seele, fragst du, die aus Feld und Au
Mit sinnigen Augen dich bespricht im Morgentau?
(Spitteler: „Die hohe Zeit". Achter Gesang).

Die Poesie selbst hat im „Olympischen Frühling" geantwortet. Die Weltenglocke hat ihr mächtiges Geläute angehoben, „das sagt von Troste hoch und singt von Schwermut tief", und es ist kein armes Kirchlein auf Erdenrund, das nicht seine einfältige, seine fragende und klagende Glockenstimme dazu gesellt hätte. Weit zurück nach den Lebensquellen, die im Frührot flossen, weist Spittelers großes „bilderschweres Morgenlied", und doch konnte es nur mitten unter uns entstanden sein. Die Menschheit denkt nicht umsonst zweitausend Jahre länger. Und deutet an den alten Rätseln weiter. Die wundersame Mischung von homerischem und modernem Geist, die ihrerseits wieder eine völlig naive und unnachahmlich originelle Sache ist, gibt der Dichtung Spittelers das Einzigartige.

Der „Olympische Frühling" ist heute das Werk, das man mit dem Namen Spittelers verbindet. Mit dem Folgenden gestatten wir uns einige bescheidene Aeußerungen über ein anderes seiner Bücher, die Balladen. Das im Jahr 1896 bei Albert Müller in Zürich erschienene Buch ist gleichfalls eines der bedeutendsten auf dem Gebiet der schönen Literatur. Es enthält die konzentriertesten Aeußerungen von Spittelers dichterischer Kraft. Von Sphärenglanz und starkem Erdgeruch gleichermaßen erfüllt, sind die „Balladen" Spittelers Sommerbuch. Fülle und Reife sind seine Merkmale. Man spürt es wohl, daß uns da vorgreifend schon Erntearbeit die goldenen Früchte in den Schoß wirft.

Spitteler gehört zu den überzeugten Epikern. Er schätzt an der Epik und beweist sie in den Balladen, die Möglichkeit der Prachtentfaltung. Schöpferische Energie, die Lust und Kraft, vollkommen plastisch zu gestalten, dazu die, wie schon gesagt, schweizerische Treffsicherheit, wo es sich um fremdes oder historisches Kolorit handelt, machen ihn zu ihrer Pflege berufen. Nicht zu vergessen auch die Sprachgewalt! Ihm gelingt der epische Tonfall, der wie z. B. in „Parisade" an der Schönheit der Bilder mitschafft, der feierliche Gang der Trochäen, der ohne Hast, oft verweilend, an die stolze Ruhe des Orientes, an den träumerischen Laut seiner Brunnen erinnert. Wir finden unter „Epik" in Spittelers Balladen prächtige Stücke. Es muß kaum gesagt werden, mit welchen Farben Syrien und die Heimat des Theseus oder irgend ein seliger Isthmos der Alten von seiner Palette kommen.

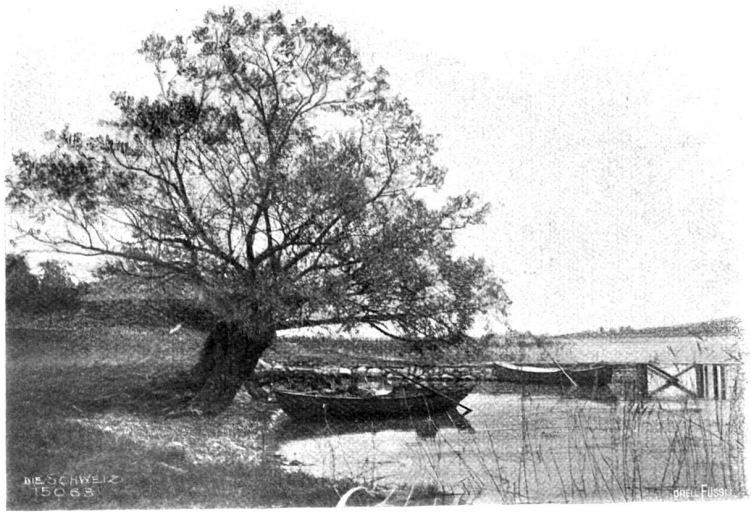
„Angetan mit rotem Purpur, fröhlich, gleich dem Regenbogen,
Goldumgürtet, helmumflattert und bewehrt mit Schild und Bogen"

ziehen Schönheit und Jugend im Morgenstrahl indischer Flur einher (Anaïta). Die bildnerische Kraft Spittelers zieht auch des Lesers Phantasie zur Mitarbeit heran. So wächst ihr zum Beispiel in der zweiten Szene von Parisade das Landschaftsbild hinter dem über Dach und Mauer steigenden Sklaven ins Endlose. Man spüre das Faszinierende der Erscheinung mit dem nachgleitenden Schatten in der lautlosen taghellen Nacht! Und wird nicht hinter den weißen Dächern von Damaskus die mondhelle Wüste mit fernen Palmen und Oasen sichtbar?

„Parisade" wirkt wehmütig beglückend. Wir haben es wohl schon alle gespürt: die Epik, diese kräftigste Dichtungsart, vermehrt ihren Reiz durch eine überaus zarte Eigenschaft, die ihr, man möchte sagen, lyrische Wirkungen beifügt. Sie erinnert uns an unsere Jugend. Von deren Träumen ist uns ihr Stoffgebiet ja über und über beglänzt. Wir haben es nur zu betreten, und der Geruch der kühlen Steinfliesen, der Blütenhauch der Linden im Schulhof empfängt uns. Das alte, noch unverdunkelte Weltbild „voll Treu und Heiligkeit" ist da! Und es ergeht uns zwiefach wohl, und es erfüllt sich:

„Hier ist des Reichtums Reichtum, speis dein Herz und lab!" (Spitteler).

Parisade ist eine der feinsten Dichtungen orientalischen Tons, die das Abendland



Bei der Ufenau (Phot. Hans Spinner, Zürich).

Die Ufenau, von Pfäffikon aus gesehen.

hervorgebracht hat. Sie gibt diesem Ton klassische Vollendung. Beispiel:

Soliman, ein junger Sklave
fürstlichen Geblüts, indessen
Konnte nicht der Herrin Worte
und ihr Lächeln nicht vergessen.
Krank von ihren schwarzen Augen,
dürstend nach dem süßen Preise
Klettert' er in heit'rer Mondnacht
über Dach und Mauer leise.
Sieben Tage nach dem Pfande
sucht' er bis zum Rand der Wüste,
Wo auf einem Maultier reitend
ihn ein Derwisch also grüßte:
„Büblein, spare deinen Eifer!
Schone deines zarten Lebens!
Lügen sät der Mund der Frauen,
und du hoffst auf Lohn vergebens.
Eine Närrin, eine Bübin
ist sie, die die Pfeil' entsandte,
Eine Zauberin die andre,
die im Fluge sie entwandte.
Parisade heißt ihr Name,
Königin der finstern Feen,
Deren unbarmherzig Antlitz
nie ein Fröhlicher gesehen.
Fern im Wald auf steilen Felsen
liegt ihr Gartenschloß verborgen.
Kummer hütet seine Schwelle,
seinen Ausgang Gram und Sorgen."

Eine große Innigkeit im Vortrag von „Parisade" verrät uns, daß dieses Märchen einen tiefern seelischen Untergrund hat. Lesen wir insbesondere den von Schönheit überquellenden Ausgang der Dichtung, so können wir bei Spittelers edler Auffassung des Künstlerberufes über dessen Art nicht im Zweifel bleiben.

„Will dir nicht um Lohn und Vorteil,
will dir deinetwegen dienen . . ."

Sicherlich hören wir da den Künstler sprechen, und wie Parisade lohnt, so heilt und segnet die Kunst:

Sieh, da war der Felsengarten
in ein Paradies verwandelt.
Quellen sangen in den Büschen,
in den Hainen Harfentöne,
Und mit gnadenreichem Lächeln,
hold, in überirdischer Schöne
Schlang um seinen müden Nacken
ihre Arme Parisade,
Führt ihn nach dem Feenschlosse,
wusch im würzigen Zauberbade
Ihn mit wundertät'gem Balsam,
der den Leib ihm jung verklärte.
Friede hatt' er da gefunden,
und sein Herzeleid verjährte.

Echt epischen Wohlklang haben die „Heldenballaden", so „Cyrus' Ende" und „Die Hochzeit des Theseus", für dessen wahrhaft hellenische Schönheit der blaue Pontos als Spiegel gerade recht ist. In beiden Dichtungen strahlt, dort auf düsterem Grund, hier mit dem göttlichsten Morgen wetteifernd, das Bild der Königsgröße, mit dem alle Epik sich schmückt. „Der falsche Bel" ruft ernster Deutung; das Sterben des jungen Kriegers (um ein Trugbild) belädt sich uns mit den Schmerzen Tausender:

„Nicht, daß mich mein geliebtes Weib
oder mein Leben reut
Hab' ich die Feinde je gezählt?
Gefahren je gescheut?
Der bleiche Tod im blutigen Feld
geschieht dem Krieger recht.
Doch sei der Ruhm von gutem Gold
und sei die Ehre echt!"

Das Gebiet der eigentlichen Ballade — „Ballade im engern Sinne“ nennt er es — betritt Spitteler mit der Selbständigkeit einer souveränen und originellen Begabung. Bekanntlich kann nur noch der Meister in unsern Tagen die Ballade pflegen. Wir stehen weder zu den Natur- noch zu menschlichen Gewalten, nicht einmal mehr zu den Schicksalsmächten in dem Verhältnis, das diese Dichtungsart voraussetzt, haben uns in gewissem Sinn der Furcht, dem Dunkel geheimnisvoller Schauer entrungen, die hilflose Treuherzigkeit längst verloren. Der volkstümliche Stimmungszauber kann also heute der Ballade nur noch mit bewußter und großer künstlerischer Kraft verliehen werden; notwendigerweise wird sie aber auch vom Dichter aus dem Geist seiner Zeit heraus und insbesondere aus seinem eigenen Geist heraus neu geschaffen werden. Spitteler müßte nicht er selbst sein, wenn das letztere nicht auch bei ihm zuträfe. Die persönliche Note ist ja bei diesem Dichter stark, und sie vereinigt sich mit dem Balladenton seiner Dichtungen zu einem wunderfeinen und durchaus eigenartigen Klang. Durch psychologische Feinheit und scharfe Charakteristik werden sie unserm modernen Empfinden interessant. Ihre Gestalten, mit wenigen Strichen kühn und scharf umrissen, wirken lebenswahr, tauschen an das traditionell Balladenmäßige geistige Bedeutung, erwecken seelische Anteilnahme.

Von der Not und Treue der Volksseele, von ihrer Kindeseinfalt und hilflosen Verzweiflung klagen sie mit beweglicher Gebärde. Dies kann ja auch, freilich mehr unbewußt, die Volksballade tun. In der Tat hat denn auch eine Ballade wie Spittelers „Flößer“ sogar echt mittelalterlichen Ton. Nur noch leise an einer feinen geistigen Art, die unserm kultivierten Ohr Musik ist, bleibt zu spüren, daß sie durch den Geist eines Modernen und Psychologen hindurchgegangen ist. Eine Schlußszene wie diejenige des „Flößers“ mit ihrer treuherzig innigen Handlung und Landschaft ist nur einem Dürerschen Holzschnitt zu vergleichen.

Der Flößer hob den feuchten Blick zum fernen Tannenwald,
Dann schickt' er über Stadt und Land die Stimme mit Gewalt:
„O lieber Henker, ziele gut mit deinem scharfen Beil,
Ich spüre keine Reue nicht und hab' auch keine feil.
Mein' Seel gehört dem lieben Gott, dem Kaiser ist mein Blut,
Doch, daß ich Wildubrand geküßt, des bin ich frohgemut.
Ich jauchz' es durch die weite Welt und will's im Himmel schrein:
Ich hab' geküßt die Wildubrand, des Kaisers Töchterlein.“

Nicht alle Balladen Spittelers hinterlassen wie der „Flößer“, wo ein Restlein holder Laune noch spürbar über den Geschehnissen bleibt, Wohlgefühl. Etliche bleiben uns die Befreiung schuldig, die sonst das Geschenk der Kunst ist. Sie belasten uns, da sie dennoch große Kunst sind, also Eindruck erzwingen. So „Der Gotenknecht“ und „Der Ketzer“. Wir haben es hier mit einer Eigenschaft Spittelers zu tun, die ihn zum Beispiel von Meyer, der gleich ihm die Ballade pflegt, gewaltig unterscheidet, mit einer Art herber Unerbittlichkeit, mit der er selbst nicht um den Preis der Schönheit (vielmehr der berühmten Heiterkeit der Kunst) dem Leser eine einzige Bitterkeit schenkt. Dieser muß den Kelch bis zur Neige leeren.

(Fortsetzung folgt).

Kirchlein auf der Ufenau; davor der sog. „Huttenstein“.

Die Ufenau*).

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Nachdruck verboten.

Wie Edelsteine in einem Geschmeide liegen zwei grüne Eilande in die dunkeln Wasser des Zürichsees eingebettet, die Ufenau und deren kleinere Schwesterinsel, die Lützelau. Vom linken Ufer bei Pfäffikon und Hurden je etwa dreihundert Meter entfernt, liegen sie unter sich ebensoviel auseinander. Die kleinere, die Lützelau, ragt mit ihrem höchsten Punkt nur wenige Meter über den Wasserspiegel des Sees empor; sie ist spärlich mit Bäumen und Sträuchern bewachsen und rings von einem Wald hohen Schilfs umgeben. Vor mehr als tausend Jahren ein Sitz klösterlichen Lebens, wird sie heute nur noch von Scharen krächzender Möven oder bedächtig am Ufer stolzierender Reiher bewohnt. Von der einstigen menschlichen Niederlassung sind keine Spuren auf uns gekommen, auch ist die Insel seit jener Zeit erheblich verkleinert worden; denn sie wurde von den umliegenden Orten als Steinbruch benutzt. Mit der etwa dreimal größern Ufenau hängt sie durch ein stellenweise bis an den Seespiegel reichendes Felsenriff zusammen.

Von der Ufenau künden verschiedene Baulichkeiten dem nahenden Besucher, daß ihre tausendjährige Kultur noch nicht erloschen ist. Auf dem längs des östlichen Ufers sich hinziehenden Hügel befinden sich zwei uralte Kirchen, auf dem westlichen Ufer ragt ein steiler Felsen, der Arnstein, etwa zwanzig Meter hoch auf und trägt ein quadratisch gebautes, turmähnliches Gebäude; das zwischen beiden Erhebungen liegende, breite Wiesental ist mit zahlreichen Obstbäumen bepflanzt, aus denen das stattliche Pächterhaus herauslugt. Die Insel ist nämlich seit einem Jahrtausend Eigentum des Klosters Einsiedeln, nachdem sie vorher etwa vier Jahrhunderte lang dem Stift Säckingen zu eigen gewesen. Es ist altehrwürdiger Boden, den man da betritt.

Die ältesten Spuren einer Kultur der Insel reichen bis in die Zeit der keltischen Ureinwohner der Schweiz zurück; aufgefundenes Mauerwerk bezeugte, daß auch die Römer auf der Insel gehaust haben. Als der heilige Fridolin ums Jahr 500 herum im heutigen Glarus als christlicher Glaubensbote wirkte — so erzählt die Legende — wurde ihm neben andern Ländereien auch die Insel Ufenau zugunsten des kurz vorher von ihm gegründeten Klosters Säckingen abgetreten. Zu Beginn des zehnten Jahrhunderts wurde die Insel urbar gemacht und bebaut, und um diese Zeit erscheint denn auch der erste Bewohner auf ihr,

*) Mit Benutzung der Geschichte der Inseln Ufenau und Lützelau von Ferdinand Keller.